

# MEIN ORT

von Sonja Banze





# Mein Ort

Die Grenzen werden innerhalb der deutschen Gesellschaft zunehmend scharf gezogen. Ein paar Unternehmer und Reiche halten mit Millionenprojekten dagegen. Ihre Utopie: Schutzräume ohne digitales Störfeuer.

**N**

Neulich hat **Henrike Reemtsma** (59) mal auf den Dachlattenindex geguckt und sich fast erschrocken: „Dachlatten“, hat sie festgestellt, „sind ja mittlerweile eine eigene Währung.“ Reemtsma, Tochter aus dem Hamburger Tabakclan, Germanistin, Cousine des Sozialforschers **Jan Philipp Reemtsma** (70), kämpft gerade mit explodierenden Kosten auf ihrer ganz eigenen Baustelle. Sie weiß, dass andere Projekte in dieser Größenordnung bereits gestoppt wurden, aber an dem Punkt ist sie noch nicht. Sie lässt weiter die Dächer machen. „Das Dach“, sagt sie, „ist ja das Wichtigste.“

Auf der Baustelle pfeift der Wind, ein Handwerker wirft krachend eine alte Leiste nach der anderen aus einem Fenster. Henrike Reemtsma ist, die Taschenlampe ihres iPhones eingeschaltet, eine steile dunkle Treppe hochgeklettert und steht jetzt auf dem Turm des alten Schulgebäudes. Ihr Blick geht über das verlassene Internatsgelände, gut 100 Jahre alt, direkt am See in

Templin, eineinhalb Stunden entfernt von Berlin. Von hier oben, findet sie, könne man am besten verstehen, was sie vorhabe: ein europäisches Internat, an dem die „Europäerinnen und Europäer von morgen ausgebildet werden“.

„Die europäische Idee“, findet sie, „Freiheit, Demokratie, Frieden – ist keine Selbstverständlichkeit“, sie werde immer wieder angegriffen. Reemtsma will dem einen „positiven Impuls“ entgegensetzen. „Wir brauchen Utopien.“

Vom Turm aus sieht Henrike Reemtsma alles genau vor sich, wo sie noch eine Mensa bauen wird, eine Turnhalle, und, ganz wichtig, einen terrassenartig angelegten Versammlungsraum, den sie Agora nennt, nach dem zentralen Versammlungsplatz in der griechischen Antike.

Da hat sie noch viel zu tun. Die Farbe an den wuchtigen Gebäuden, im Viereck um einen grünen Innenhof gebaut, ist abgeblättert; endlos verwinkelte Gänge, 450 Räume, mehr als 33.000 Quadratmeter, die Wände bis auf den

Putz abgezogen, das Holz von Türen und Fenstern rissig, eine Heizung gibt es nicht. „Die Substanz ist gut“, sagt Henrike Reemtsma, während sie einen Trakt nach dem anderen zeigt, „das wird.“ Sie trägt Lederhose, feste Boots, abgewetzte dicke Wolljacke, Schal, ihr Händedruck ist kräftig.

Rund 100 Millionen Euro wird das Projekt kosten, für die Hälfte hat sie im Dezember von Bund und Land die Förderzusage sicher; einen ordentlichen zweistelligen Millionenbetrag muss sie noch selbst auftreiben. Wofür sich Reemtsma immer wahnsinnig überwinden muss; sie ist es nicht gewohnt, Leute um Geld zu fragen. „Ich hoffe, dass ich jemanden finde, der wie ich aus dem Bauch heraus sagt: super.“

Henrike Reemtsma entdeckte den Gebäudekomplex zufällig vor ein paar Jahren im Vorbeifahren. Sie fing an nachzuforschen und stieß auf eine Initiative vor Ort, die dort wieder eine Schule aufmachen wollte, mit europäischer Ausrichtung und Schülern aus allen Ländern. Die Idee gefiel ihr.

Seit ihre drei Kinder groß sind, engagiert sie sich in der Stiftung ihres Vaters Hermann-Hinrich, eine der größten in der Hamburger Kulturszene. Aber das in Templin soll jetzt ihr eigenes Ding werden, „eine große Sache“, etwas, an dem sie langfristig arbeite. „Ich will hier etwas anschließen.“

2016 gründete sie selbst eine Stiftung und kaufte den Komplex. Sie ließ eine Machbarkeitsstudie machen, beauftragte Architekten und schaffte es, das Gebäude als Denkmal von nationaler Bedeutung deklarieren zu lassen. Nun jongliert sie mit Bundesmitteln, Landesmitteln, Eigenmitteln und Baurecht. Sie befasst sich mit Lernkonzepten, spricht mit Bildungsexpertinnen und -experten. Sie will, dass die Einrichtung „allen offensteht, unabhängig vom Einkommen der Eltern“, dafür plant sie einen Stipendienfonds. Die Schule „soll kein Ufo sein“.

Globalisierungskrise, Corona-Krise, Ukraine-Krise, Energiekrise, Klimakrise – die Welt kommt mental nicht aus dem Lockdown. Die Fronten werden scharf gezogen, zwischen Staaten und Regionen genauso wie in der Gesellschaft. Russland gegen den Wes-

ten, die USA gegen China gegen Europa. Die Letzte Generation gegen die Profiteure des fossilen Kapitalismus, Alteingesessene gegen Migranten, und dann noch das Aufblühen von Nationalisten, Populisten, Faktenverdrehern.

Gleichzeitig aber setzt die Bedrohungslage Kräfte frei für eine ganz neue Form von Projekten, angesprochen von Erbinnen und Erben, mindestens Zigfach-Millionäre allesamt. Ihre Initiativen unterscheiden sich im Detail, ein Prinzip aber eint sie: echte Menschen an echten Orten zu echtem Austausch zusammenzubringen. Digital Detox und Realitäts-Recharge.

In Hamburg hat sich **Erck Rickmers** (58), früher Reeder, heute Herrscher über eine ausgedehnte Investmentholding (Immobilien, erneuerbare Energien, Biotech, Schiffe), besonders Spektakuläres vorgenommen: eine Intellektuellen-Groß-WG namens „The New Institute“.

Seine Zielgruppe: Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Philosophen, Praktiker aus Kunst, Medien, Wirtschaft und Politik, die nicht nur zusammen arbeiten, sondern auch eine Zeit lang zusammen wohnen, gern auch samt Familie. Durch das „interdisziplinäre und transsektorale“ Arbeiten, so Rickmers Hoffnung, sollen „ausgetretene Pfade verlassen“ werden und neue Ideen und Lösungen entstehen für die Zukunft. Ein „Secular Monastery“, wie er gern sagt, die Alster in Wurfweite.

### Ein halber Straßenzug mit Garten

Rickmers sieht die Menschheit „auf dem Abweg, wir laufen sehenden Auges auf die Zerstörung unserer Lebens-

grundlagen zu.“ Er habe schon länger überlegt, was er tun könne, um „Beiträge zur Debatte zu leisten und Menschen zu inspirieren, sie weiterzutragen.“

Sein Ansatz: „Suche die besten Denker, packe sie in einen Raum, aus dem sie gar nicht mehr herauswollen und bringe sie in Kommunikation zu den großen Herausforderungen unserer Zeit“. Auf die Idee der Denkerkommune kam Rickmers an der Uni in Kalifornien – mit 50 hatte er sich dort noch mal für Religionswissenschaften immatrikuliert –, als sechs Wochen lang ein Gastdozent bei ihm zu Hause wohnte, der morgens beim Frühstück schon über den Tod dizierte. Er fand das inspirierend und ging sofort daran, es in Groß umzusetzen. Schließlich: „Von der DNA her bin ich Unternehmer.“

Rickmers will den Ball eigentlich noch flach halten („Wir müssen erst mal liefern. Es ist ein ambitioniertes Vorhaben, das auch scheitern kann.“) und sucht ohnehin nicht die Öffentlichkeit. Aber Mitte Dezember nimmt er sich zwischen zwei Bewerbungsgesprächen für neue „Program Chairs“ dann doch Zeit, im Laufschrift einmal kurz die Räumlichkeiten zu zeigen.

Erster Eindruck: Das mit dem Raum, aus dem man nicht mehr raus will, hat schon mal geklappt. Neun zusammenhängende Villen in Hamburger Einsalage, die Rickmers 2018 von einer Versicherung gekauft hat. Teile werden immer noch renoviert, aber die ersten 25 (von 35) Wohnungen sind schon fertig, schickstens möbliert und nun von den ersten Fellows bewohnt; einer von ihnen: **Markus Gabriel** (42), derzeit wohl angesehenster Philosoph der Republik.

Rickmers nutzt alles, was das Interior Design aktuell hergibt: eine Mischung aus historisch und modern, Holzböden, hohe Stuckdecken, immer wieder Teile in den Rohzustand zurückversetzt, alles in den derzeit angesagten Schlamme- und Waldtönen gestrichen, Kunst an den Wänden, manche Möbel hat er extra entwerfen lassen. Es gibt eine Bibliothek, die Regale noch so gut wie leer, jede Menge Gruppenarbeitsräume, im Garten ➤

„Es soll kein Ufo sein.“

*Henrike Reemtsma über ihr Schulkonzept*



entstehen „Eremitenzellen“ zur Alleinarbeit. Das „Refektorium“ (Rickmers Klosterjargon zieht sich durch), das die Häuser im Erdgeschoss verbindet, ist noch komplett Baustelle. Die Idee: Jeder wohnt für sich oder mit seiner Familie, aber gegessen wird gemeinsam. „Alles wahnsinnig schön“, weiß Rickmers, „aber die Räume haben nur einen Wert, wenn wir sie mit Sinn füllen“.

Reden statt Regeln, Zivilgesellschaft statt Politikbeeinflussung – **Volker Then** sieht in den Projekten einen neuen Trend der Philanthropie: „Es wird auf die Kraft gesetzt, dass handelnde Menschen miteinander in Austausch stehen und miteinander lernen. Im Zweifelsfall kann das viel schneller zu Veränderungen führen als der Versuch, eingefahrene Organisationen umzustrukturieren.“ Then kennt die Szene gut, er analysiert seit 25 Jahren den philanthropischen Sektor, zuletzt an der Uni Heidelberg

# „Irgendwas läuft hier falsch.“

*Jovanka Porsche über das herrschende China-Bild*

und zurzeit als Chef der Fondazione AIS in Bologna. Offenbar, sagt der Forscher, setzt sich die „Einsicht“ durch, nicht nur auf Strukturveränderungen zu setzen. „Soziale Innovation und Problemlösung brauchen immer auch die handelnden Personen.“

**Andreas Rickert**, mit seiner Philanthropie-Beratung Phineo in Berlin Spinne im Netz der deutschen Milliardärsstifterszene, findet eine weitere Bestätigung für den deutschen Sonder-

Es grünt: Im Botanischen Garten am Gardasee will **Jovanka Porsche** noch ein wenig für Ordnung sorgen. In der Zwischenzeit lädt sie in ihrem Haus am See zum Netzwerkdinner mit Topbesetzung.

weg: „Die deutschen Stifter achten nicht nur auf die rein mathematische Berechnung des Impacts wie in den USA, sondern haben auch den Faktor Mensch im Blick. Wir sind eine inklusive Gesellschaft, die den Austausch hoch bewertet.“ Rickert sieht bei vielen Reichen „das wachsende Bedürfnis, sich gegen die katastrophale Lage der Welt zu stemmen.“ Das Stiftungskapital im Land schätzt er auf nunmehr bis zu 200 Milliarden Euro. Allein 2021 wurden 863 neue Stiftungen gegründet.

## **Kleine Zirkel im Haus am See**

**Jovanka Porsche** hatte zuerst den Ort – und fand dann die Idee, wie sie das Thema, das sie schon länger umtrieb, zu einem großen Projekt machen konnte. 2021 hatte sie zusammen mit ihrem Mann **Hans** (49), einer der Erben des Autoclans, den Botanischen Garten in Gardone am Gardasee gekauft, der früher dem österreichi-



Fotos: Luca Locatelli, Privat





schen Aktionskünstler **André Heller** (75) gehört hatte. Zigtausend Quadratmeter wucherndes Grün, vor mehr als 100 Jahren von einem Botaniker als „Weltgarten“ angelegt, mit 3000 Pflanzenarten von allen Kontinenten. Dazwischen Skulpturen von Stars wie Keith Haring – und ein Haus mit großem Esszimmer und langem Tisch.

Genau das richtige „Zuhause“, wie sie es nennt, für ihre Initiative. Vor einem Jahr hat die Unternehmertochter aus Bielefeld „Global Neighbours: The European Forum on China, Asia & Beyond“ gegründet. Ihr Ziel ist riesig: Europa, Asien, vor allem China, Afrika – „wir alle müssen miteinander im Dialog bleiben“.

Jovanka Porsche hatte erst überlegt, zum Auftakt eine große Konferenz im Hotel „Adlon“ zu veranstalten, sich dann aber dagegen entschieden. „Das wäre nur ein Feuerwerk gewesen, das verpufft.“ Stattdessen ist ihr Ansatz elitär: „Meinungsbildner in kleinen vertraulichen Runden“. 10, 20 Leute zum Abendessen, gegenwärtig noch in Berlin, Wien und Düsseldorf, ab Frühjahr dann auch in ihrem Haus am See; gerade wird noch umgebaut. Die letzte Runde in München ging bis halb drei Uhr morgens. Vorstände und Aufsichtsräte von Dax-Konzernen, Banker, ehemalige Bundesminister, Politikwissenschaftler: „Das Interesse am Austausch ist riesig.“

Ihre Affinität zu Asien pflegt Jovanka Porsche seit ihrem Berufseinstieg in Hongkong beim Vermögensverwalter Peregrine, bei dem sie bis zum Head of Asset Management Europe aufstieg. Nach der Asien-Krise 1998 machte sie sich als Investorin selbstständig. 2000 startete sie mit dem langjährigen Kanzlerberater, BMW-Vorstand und Chef der Münchner Sicherheitskonferenz **Horst Teltschik** (82) die Beratung Teltschik Associates. Sie setzte den Hamburg-Summit auf (Claim: „China meets Europe“) und war Repräsentantin des CFIE, das chinesische Pendant zum BDI. Vor 16 Jahren heiratete sie Hans Porsche und zog zu ihm in die Schweiz. Mit ihm betreibt sie ihr Family-Office HP Capital Partners.

Jovanka Porsche hat nach wie vor enge Freunde, Kontakte und Start-up-Investments in Asien; allein in China ist sie fünf-, sechsmal im Jahr. „Die elf Jahre in Asien“, sagt sie, „haben mich extrem bereichert“: die Flexibilität und Offenheit der Menschen, das gemeinsame, pragmatische Suchen nach Lösungen, die „Anything-goes-Mentalität“ und „überall der Vibe des Starts“.

Die chinesischen, etwas hemdsärmeligen Geschäftspartner waren Porsche lieber als die Amerikaner mit ihren Hunderte-von-Seiten-Verträgen. Doch schon als sie vor 20 Jahren zurück nach Deutschland kam, stellte sie fest: „Mei-

ne Erfahrungen in China decken sich nicht mit dem Bild im Westen. Irgendwas läuft hier falsch.“ Mittlerweile beobachtet sie ein regelrechtes „China-Bashing“. Sie wünscht sich „ein anderes China-Bild, jenseits der herrschenden Politik“. Und ein Europa, das seine eigenen Interessen vertrete „und nicht automatisch die Sichtweise der USA übernimmt.“ Das sei nicht antiamerikanisch, sondern proeuropäisch.

Mehr als die Hälfte ihrer Zeit steckt Jovanka Porsche derzeit in den Aufbau ihrer „Community, in der offen und ohne Vorbehalte diskutiert wird.“ Das gehe nur über ein persönliches Netzwerk. Sie trifft sich mit Botschaftern und Außenministern und sucht für den Beirat gut vernetzte Mitglieder, wie unlängst **Liz Sugg** (45), Mitglied des britischen Oberhauses und kurz Ministerin im Kabinett von **Boris Johnson** (für die Territorien in Übersee).

**Christian Kern** (57) ist dabei, Kurzeitkanzler Österreichs (SPÖ), ebenso wie der ehemalige FDP-Spitzenpolitiker und deutsche Ex-Wirtschaftsminister **Philipp Rösler** (49). „Wir sind im Werden“, sagt Porsche. Sie hat ein Büro in Wien gemietet und ein kleines Team eingestellt. Büros in Peking und Marokko sollen bald folgen. Sie geht davon aus, dass sie das Projekt die nächsten fünf Jahre allein finanzieren wird, langfristig soll es sich selbst tragen. Vorerst setzt sie auf eigene Regionalstudien. „Wir wollen Gewicht bekommen als eine Organisation, die etwas weiß.“ Langfristig schwebt ihr ein Modell exklusiver Mitgliedschaften vor, so ähnlich wie beim World Economic Forum in Davos, „eine Art Mini-WEF“, dazu Konferenzen und womöglich Beratung.

#### Integration auf Merckle-Art

**Tobias Merckle** (52), Sohn des verstorbenen Multimilliardärs Adolf Merckle (Phoenix, Heidelbergcement, Kässbohrer), sorgt ein anderes Großthema: Migration und Geflüchtete. „Integration“, sagt er, „kann nur gelingen, wenn es auch wirklich Kontakte, Beziehungen und Austausch im Alltag zwischen Flüchtlingen und Deutschen gibt.“ Seit ein paar Jahren baut er deshalb seine Hoffnungshäuser, in denen geflüch- ➤

tete Familien Tür an Tür mit Deutschen wohnen, Lehrer, Grafikerinnen, Maschinenbauingenieure, normaler Mittelstand.

Das Ganze ist so schnell gewachsen, dass er selbst überrascht ist. 30 solcher Häuser hat er unterdessen an 10 Orten in der Region Stuttgart geschaffen; die nächsten sind schon im Bau. „Der Bedarf ist riesig.“ Ein junges Architektenteam entwarf das Holzmodulsystem mit geschwungenen Balkonen, effizient (auch Merckle hat eine Unternehmer-DNA) und schnell zu errichten, aber nicht seelenlos.

Dienstag morgen, halb zehn, Ende November. Merckle kommt mit schwerem Schritt, einen Rucksack über der Schulter, in den Innenhof seiner Hoffnungshaus-Anlage in Schwäbisch Gmünd gestapft, stellt sich an den Rand einer Gruppe, und hört still zu, wie gerade sein Konzept vorgestellt wird. Das Reden überlässt er gern anderen. Ein bescheidener Typ, der sich mit allen duzt und merklich ungerne über sich spricht.

Merckle ist geübt darin, Orte zu schaffen. Der Unternehmersohn startete vor 20 Jahren als Einzelkämpfer und baute Stück für Stück einen kleinen Sozialkonzern auf, mit mehr als 200 Mitarbeitern, hoch diversifiziert, von Hilfseinrichtungen über ein philanthropisches Family-Office und Beratung bis zur Projektentwicklungsgesellschaft.

#### „Ich habe lebenslänglich“

Seine Berufung fand Merckle, als er nach dem Abi ein Jahr lang mit Drogenabhängigen in den Vereinigten Staaten

arbeitete und Einblick in die, wie er es formuliert, „negative Insassenkultur“ in den US-Gefängnissen bekam. Den Plan, das selbst einmal besser zu machen, hegte er bereits während seines Sozialpädagogik-Studiums. 2001 eröffnete er das Seehaus Leonberg, einen freien Jugendstrafvollzug als Alternative zum Knast, keine Gitter, kein Zaun, keine Mauer.

Was er von den Flüchtlingsunterkünften in Deutschland gehört und gesehen hatte, schien ihm widersinnig. Er hätte gern Projekte unterstützt, aber keins überzeugte ihn. Also entwickelte er sein eigenes – und machte sich gleich an die Skalierung; mit einer Gesellschaft, die Unterkünfte für Kommunen baut.

Merckle wohnt selbst im Seehaus in Leonberg, bei „den Jungs“, wie er sagt. „Ich habe lebenslänglich“, scherzt er gern. Er findet, er könne schlecht von seinen Hauseltern verlangen, dass sie dort leben und es selbst nicht tun. In New York hat er in Spanish Harlem gewohnt, einer der wenigen Weißen in seinem Block.

# „Der Bedarf ist riesig.“

*Tobias Merckle über seine Hoffnungshäuser*

Merckle isst mit in den WGs, verbringt da oft auch seine Abende, übt mit den Jugendlichen Judo. „Mit den Jungs Zeit zu verbringen oder mit den Familien in den Hoffnungshäusern – das ist der eigentliche Inhalt meines Lebens, das ist das, was mich erfüllt.“

Merckle hat seinen eigenen Weg gefunden. Der Selbstmord seines Vaters im Januar 2009 war für ihn „bitter, ein schlimmes Erlebnis, das wir alle nicht erwartet haben“. Aber es hat ihn nicht aus der Spur geworfen. Die erste Bewohnerin seines ersten Hoffnungshauses ist inzwischen eine Freundin; sie hat ihn zu ihrer Hochzeit nach Syrien eingeladen. Er fährt hin.

Henrike Reemtsma ist von einem derart eingeschwungenen Zustand noch weit entfernt. In fünf, sechs Jahren hofft sie, das Schulgebäude und einen Wohntrakt so weit zu haben, dass die ersten Schülerinnen und Schüler starten können. Ganz zu Beginn hatte sie mal mit ihrem Cousin Jan Philipp über ihr Projekt gesprochen. Seine Antwort fiel etwas kryptisch aus: „Die Rosine ist noch nicht groß genug.“ Er bezog das auf den Ausdruck „Rosinen im Kopf“ – für hochfliegende Ideen. Was er meinte: Sie müsse noch größer und umfassender denken als nur an Europa.

Henrike Reemtsma hat immer wieder gezweifelt, ob er recht haben könnte. Mittlerweile, angesichts der Erschütterungen, die Europa seitdem widerfahren sind, findet sie: „Die Rosine hier ist genau die richtige.“

■ *Sonja Banze*